

Bergige Länder wie Nepal, Peru oder Ruanda galten wegen ihrer topografischen Ähnlichkeit als ideale Zielländer für die technische Hilfe der Schweiz, die zu Beginn stark von der Technischen Hochschule in Zürich geprägt worden war.³⁴⁶ Betont wurde auch die Bedeutung der Schweiz als Partnerin ohne koloniale Vergangenheit. Die helvetische Entwicklungshilfe versuchte sich auf diese Weise, so Elmer, positiv von den (ehemaligen) Kolonialmächten abzuheben: »Mit der Betonung des schweizerischen Fleißes, der Bescheidenheit und der neutralen Kleinstaatlichkeit grenzte man sich gerne vom imperialen Gebaren der Großmächte ab, was die Experten und Behörden als besonderen Vorteil im Wettlauf um die Entwicklungsländer betrachteten.«³⁴⁷ Wie Lukas Zürcher zeigt, prägte die Selbstpositionierung des Schweizers als arbeitsam und beliebt, weil frei von kolonialer Schuld, die Figur des (männlichen) Entwicklungsexperten, die in dieser Zeit entstand.³⁴⁸ Sie zeigt auch, wie sehr das Schweizer Selbstverständnis nach der Dekolonisation von einer kolonialen Amnesie gezeichnet war. Während frühe ›technokoloniale‹ Fantasien, wie sie in Mittelholzers Werk zu finden sind, eine affektive Verbundenheit der Schweiz mit der kolonialen Welt propagierten, wurden sie kurze Zeit später so umgedeutet, dass sich die Schweiz gerade deswegen als ideale Partnerin für die ›technische Hilfe an unterentwickelte Länder‹ anbot, weil sie angeblich keine koloniale Vergangenheit besaß.

KONKLUSION: ›BERG-OOTHERING‹ UND DEKOLONISATION

In der bestehenden Literatur zum Himalaya-Bergsteigen überwiegt die Vorstellung, die Schweizer hätten sich von britischen und anderen westlichen Bergsteigern durch die Abwesenheit von kolonialen Attitüden unterschieden. Ortner behauptet, die Schweizer Sahibs hätten den Sherpas in der Everest-Expedition von 1952 Respekt entgegengebracht und ihre Gefühlsäußerungen in schwierigen Situationen als »normal and human«³⁴⁹ beurteilt. Stewart meint, Tenzing Norgays Beziehung zu den Schweizern

346 | Vgl. Elmer 2012; Sanders 2015; Zürcher 2014.

347 | Elmer 2012, 257.

348 | Zürcher 2014, 200ff.

349 | Ortner 1997, 141.

sei »empty [...] of imperial and Raj associations« gewesen.³⁵⁰ Auch Hansen gibt zu Protokoll, dass die Schweizer die Sherpas als Gleiche behandelt hätten.³⁵¹ Tenzing Norgay selbst hält fest, die Schweizer hätten ihn wie einen Kameraden behandelt, »an equal, in a way that is not possible for the British«³⁵². Gemeinhin wird den Schweizern damit, auch in der postkolonialen Geschichtsschreibung, die Rolle der ›guten Sahibs‹ zugeschrieben.

Die vorliegende Studie zeigt, dass es so einfach nicht war. Es geht nicht darum, in Abrede zu stellen, dass britische und Schweizer Bergsteiger einen anderen Umgang mit den Sherpas gepflegt haben mögen und dass diese Unterschiede etwas mit den unterschiedlichen Rollen von britischen und Schweizer Akteur*innen im Kolonialismus zu tun hatten. Meine Analyse stellt vielmehr das simple Bild der ›demokratisch veranlagten‹ Schweizer infrage und zeigt, dass auch deren Sichtweise auf den Himalaya kolonial war und eine ganz spezifische und bislang ungeschriebene koloniale Geschichte des Bergsteigens hervorgebracht hat. Sie zeigt zudem, dass die Wahrnehmung der Berge als zentrale Signifikanten der Schweizer Nation nicht abgelöst werden kann von der kolonialen Imagination, in die der Alpinismus seit Anbeginn eingebettet ist. Damit wird eine Geschichte erkenntlich, in der die Figur des Bergsteigers dazu dient, die Zugehörigkeit zur Schweiz mit Männlichkeit und Weißsein engzuführen – ein Prozess, der auf einem kontinuierlichen *Othering* gegenüber Frauen und nicht-weißen Menschen (unterschiedlicher Geschlechter) gründet.

Hervorzuheben ist dabei das ›Berg-Othering‹ als eine spezifisch schweizerische Art und Weise, das Verhältnis von Nähe und Distanz zu den (post-)kolonialen Anderen in bestehenden Machtverhältnissen auszutarieren. Die Behauptung einer ›ungleichen Ähnlichkeit‹ zwischen Bergnationen war bereits Ende des 19. Jahrhunderts bedeutsam, als der Alpenmythos zu einem zentralen Bestandteil des Schweizer Nationalismus mutierte. Missionare verwendeten positive Bilder vom einfachen Leben in den Bergen, um eine grundlegende Verbindung zwischen der Schweiz und ihren Missionsgebieten herzustellen: »Swiss missionary anthropologists had at their command a positive image of primitive communities that could be used to [...] incorporating African societies into a familiar

350 | Stewart 1995, 193.

351 | Hansen 1999, 227.

352 | Norgay und Ullman 1955, 204.

system of explanation. Both Alpine and African worlds were populated by uncomplicated, small scale societies that seemed to reflect a primitive past of communitarian values, firm social hierarchies and authentic traditions«,³⁵³ hält Harries fest.

Die Konstruktion einer wesenhaften Ähnlichkeit zwischen einfach lebenden Menschen, die sich in der Figur des Bergbewohners verdichtete, fand sich ein halbes Jahrhundert später in den Arbeiten von René Gardi wieder, einem Reiseschriftsteller, Fotografen und Filmer, der das Schweizer Bild von Afrika nach dem Zweiten Weltkrieg maßgeblich prägte. Gardi, so zeigt Gaby Fierz, stand dem Kolonialismus keineswegs ablehnend gegenüber, bemühte sich in seinen Berichten aber um Distanz zur französischen Kolonialkultur.³⁵⁴ Entsprechend kennzeichnete der Kontrast zwischen ›bescheidenen‹ und ›naturverbundenen‹ Schweizer*innen auf der einen und ›dekadenten‹ und in Luxus lebenden Französ*innen auf der anderen Seite seine Berichterstattung.³⁵⁵ So schilderte er voller Be fremdung den aufwendigen Lebensstil der *colons*, der Kolonialisten, mit denen er 1953 in Nordkamerun unterwegs war: »Es ging auch diesmal nicht ohne Tisch und Stühle, ohne die ganzen Popote, und zum Mittages sen hat Madame trotz unserem Protest Voressen, Huhn, Kartoffeln, Salat, Dessert, Kaffee bestellt.«³⁵⁶ Nicht zufällig verweist Gardi auf eine Französin, um seinen Unmut zu äußern; in misogyner Manier macht er sie zur Verkörperung der Verweichlichung und Dekadenz der französischen Kolonialkultur. Im Gegensatz dazu stilisieren viele von Gardis Reportagen die einfache, unprätentiöse und »männliche« Art des Reisens, Essens und Schlafens, die er und seine Schweizer Kollegen pflegten. Diese »inszenierte Bescheidenheit«³⁵⁷ sollte ihm auch einen direkteren Zugang zu den Einheimischen eröffnen.³⁵⁸ Gardi war mit allen Privilegien eines weißen Europäers ausgestattet und konnte auf die Unterstützung durch koloniale Netzwerke zählen. Gleichzeitig stellte er sich als einfacher Reisender dar, dem es angeblich gelang, eine Vertrautheit mit den Einheimischen aufzubauen, die den Kolonialherren verwehrt blieb.

353 | Harries 2007a, 203.

354 | Fierz 2012, 366.

355 | Fierz 2012.

356 | René Gardi, zitiert nach Fierz 2012, 366.

357 | Fierz 2012, 275.

358 | Fierz 2012, 366.

Wie ich in meinen Ausführungen gezeigt habe, ordnete eine solche Logik der ›ungleichen Ähnlichkeit‹ nicht nur die Beziehungen zwischen Schweizer Akteuren und kolonialen sowie postkolonialen Anderen. Sie machte als ›Berg-Othering‹ auch ein Strukturmoment der Binnenbeziehungen in der Schweiz aus. Die Identifikation mit (einem Idealbild) der alpinen Bevölkerung ermöglichte es den Angehörigen des Bürgertums, eine Nähe zur bäuerlichen und ländlichen Bevölkerung zu behaupten sowie im internationalen Kontext als Vertreter einer einfachen Alpennation aufzutreten. Entscheidend war, dass sich diese Gleichsetzung mit den bescheiden lebenden Anderen nach Bedarf in ein Verhältnis der Alterität kippen ließ. Schweizer Autor*innen der Alpendiskurse konnten sich jederzeit von der Bergbevölkerung distanzieren und als Mitglieder einer europäischen und kolonialen bürgerlichen Elite positionieren – ihre Zugehörigkeit zu eben dieser Elite belegten sie nicht zuletzt performativ durch das Schreiben über die ›Primitiven‹.

Schweizer ›Berg-Othering‹ ist demnach untrennbar mit der Kolonialität der Macht verbunden. Zum einen wurden die Alpen durch wissenschaftliche, militärische und sportliche Praktiken als kolonialer Raum kodiert und ›erobert‹. Zum anderen entstand das Bild der Alpen erst durch das ständige In-Beziehung-Setzen des nationalen Territoriums mit Landschaften in kolonialen Kontexten. Das ›Berg-Othering‹ ermöglichte es ferner, asymmetrische Beziehungen zwischen Schweizern und kolonialen Anderen herzustellen, die auf der Vorstellung einer natürlichen Ähnlichkeit basierten. In kolonialen Kontexten legitimierten diese Alteritätsverhältnisse die missionarische Arbeit und ermöglichten eine Rhetorik der Proximität, die authentische Einsichten in das Leben der kolonialen Anderen versprach. Während der Dekolonisation erwies sich die ›ungleiche Ähnlichkeit‹ als attraktives Modell, um neue, vermeintlich egalitäre Beziehungen zwischen ehemaligen Kolonialmächten und vormaligen Kolonien denkbar zu machen.

Dieser Zusammenhang zeigt sich exemplarisch in der Berichterstattung zum Himalayabergsteigen. Aus helvetischer Sicht waren die Schweizer, die keine Kolonien besessen hatten, und die Nepalesen, die nie kolonisiert worden waren, prädestiniert dafür, eine neue, postkoloniale Ikonografie der Brüderlichkeit zu erschaffen. Die Berge wurden dabei als entpolitisierter und machtfreier Raum dargestellt, in dem sich Menschen über ›Rassengrenzen‹ hinweg miteinander verbinden konnten, und das Bergsteigen als eine Tätigkeit, die auf Kooperation und Kameradschaft

basierte und universelle menschliche Erfahrungen ermöglichte. Meine Untersuchung zeigt, dass die mediale Repräsentation des Höhenbergsteigens in der Schweiz trotz dieser Rhetorik der Gleichheit auf rassistischen Diskursen gründete und tiefgreifende koloniale Hierarchien perpetuierte. Dabei zeigt sich, dass Weißsein durch Figuren wie diejenige des Schweizer Bergsteigers auf ganz spezifische Weise hergestellt wird, nämlich durch die Errichtung eines verzerrten Spiegelverhältnisses zum kolonialen Anderen, der gleichzeitig enorm ähnlich ist und doch gänzlich verschieden bleibt. Die Vorstellung eines einfachen, naturnahen und bescheidenen Lebens in den Bergen verbindet Schweizer Bergsteiger und Sherpas und begründet den privilegierten Zugang der Schweizer zu den Nepalesen. Deren Situierung am Rand der Moderne und ihre Darstellung als un- und halbzivilisierte Menschen wiederum legitimieren die paternalistische Vorstellung von Schweizern, die die Nepalesen auf das Leben in der (technisch avancierten) Moderne vorbereiten. Der global bedeutsame Auftrag, den die Schweizer sich auf diese Weise selbst gaben und der im Himalaya-Bergsteigen der frühen Nachkriegszeit exemplarisch zum Ausdruck kam, nämlich bislang »unbekanntes« Land zu entdecken, zu durchschreiten, zu vermessen und zu kartografieren und die lokale Bevölkerung zu beschreiben, zu erforschen, zu erziehen, auszubilden und mit technischen Innovationen vertraut zu machen, reproduzierte die Vorstellung von tätigen, aktiven und gestaltenden Männern, neben denen Frauen nur eine verschwindend kleine (und immer auf die Männer ausgerichtete) Rolle spielen konnten. Als Verkörperung des idealen, mit militärischer Männlichkeit, kolonialer Expansionslust und technischer Versiertheit assoziierten weißen Staatsbürgers trugen die international erfolgreichen Schweizer Alpinisten damit auf ihre Weise dazu bei, den fortgesetzten Ausschluss der Frauen aus der Politik und aus den öffentlichen Tätigkeiten innerhalb der Schweiz zu begründen.

